Nr. 27. Sonntag, 4. Juli. Jahrgang 1909.

Nur eine Nachschrift!

Novelle von C. Borges.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Graf Hohentroß war allein in der Riesenstadt. Trotz aller Nachforschungen, mit Hilfe der geschicktesten Detektivs, wollte es ihm nicht gelingen, die geringste Spur des angeblichen Edgar von Steineck aufzufinden. Er scheute weder Mühe noch Kosten, setzte alle Polizeibeamten in Bewegung und wollte schon jeden weiteren Versuch als nutzlos aufgeben, als er plötzlich eine Spur in Maulford, einige Meilen von der Metropole entfernt, entdeckte.

Mit neuen Hoffnungen erfüllt machte er sich auf den Weg und kehrte, am Ziele angelangt, in dem einzigen Wirtshause ein.

Der Wirt, ein kleiner, alter Mann mit wohlwollenden Gesichtszügen und freundlich blickenden Augen, lauschte mit sichtlichem Interesse den vielen Fragen des freigebigen jungen Grafen.

„Steineck? — Steineck" wiederholte er, das ist kein ganz gewöhnlicher Name! — Ja, ich entsinne mich — der Mann lebte hier in der Nähe, hat aber schon seit Jahren die Gegend verlassen. Er war ein braver Mann, — zog von hier nach Boston, wo er vor einigen Jahren gestorben ist."

„Unmöglich! Sie müssen sich irren!" rief darauf der Graf erregt.

Der Wirt lächelte.

„Ich irre mich nicht. Ich weiß wenigstens bestimmt, daß er ein guter braver Mann war. Er hat einmal ein Pferd von mir gekauft."

„Nannte er sich Edgar?" fragte der Graf gespannt.

„Ganz richtig so hieß er. So nannte ihn auch seine Frau, wie ich zufällig ganz deutlich hörte."

„Hatte er denn eine Frau?"

„Natürlich! Er hatte eine gute, prächtige Frau. Die arme, treue Seele soll den Verlust ihres Gatten tief gefühlt haben, wie ich hörte. — Vielleicht lebt sie noch in Boston bei ihrem Vater, dem Ingenieur Ponford."

„Ich will selbst nach Boston reisen!" rief der Graf lebhaft. „Es muß doch nicht allzu schwer sein, eine Familie Ponford ausfindig zu machen. Dies scheint doch endlich die richtige Spur zu sein."

Schnell wandte er sich um und sah zu seiner Ueberraschung in ein Paar stechend schwarzer Augen, die ihn durchbohrend und finster anblickten.

„Kennen Sie mich?" fragte er unwirsch.

„Ha! Sie sind es? Sie waren mit mir an Bord der „Holsatia". Sie verfolgten mich schon in Newyork. Sie sind der Spanier!"

Der Fremde zuckte mit den Achseln und wandte sich ab.

„Ja Sie sind es obgleich Sie ein verändertes Aussehen haben. Sie saßen gestern im selben Coupee mit mir!"

„C'est possible!" erwiderte der Fremde und wandte sich ab.

Er wollte keine Unterredung beginnen, das war sicher, aber es war dem Grafen doch peinlich, daß der Fremde die Unterhaltung angehört hatte, die er mit dem Wirte geführt hatte. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat er dicht an ihn heran und fragte, ob er Edgar v. Steineck gekannt habe.

Aber der Fremde blieb allen Fragen gegenüber taub, er schüttelte das Haupt und erwiderte in französischer Sprache daß er Monseigneur nicht verstehe. Darauf schlug er eine andere Richtung ein.

Die Madonna mit der Wickenblüte.
Bisher fälschlich dem Meister Wilhelm von Herle zugeschriebenes Gemälde.

Der Graf kehrte zu dem Wirte zurück.

„Wissen Sie bestimmt, daß der Baron von Steineck gestorben ist?" fragte er.

„Ich denke doch. Es wurde hier viel davon gesprochen; er soll ganz plötzlich seinen Tod gefunden haben."

Mit dem nächsten Zuge reiste der Graf ab. Er war so sehr von dem Gedanken beseelt, Licht in dieses geheimnisvolle Dunkel zu bringen, daß er alle Mitreisenden um Auskunft über die Familie Ponford in Boston fragte, doch er konnte keine befriedigenden Berichte erlangen.

Vor der letzten Station stieg ein bärtiger Mann ein, der vorsichtig umherspähte und sich dann schweigend in die Ecke drückte. Der Graf schauderte. Wahrlich, es war wieder der unheimliche Spanier; er erkannte ihn trotz der Verkleidung und des struppigen Bartes, und er entschloß sich, ihn keines Wortes, keines Blickes zu würdigen.

„Ponford? Ponford?" mischte er sich plötzlich in das Gespräch, welches die Mitreisenden lebhaft weiter führten. „Ich kannte früher eine Familie dieses Namens, aber sie ist vor langer Zeit von Boston fortgezogen, niemand weiß, wohin."

Der Graf achtete nicht auf die Worte, er wußte, daß der Fremde ihn irre leiten wollte, und schwieg beharrlich.

Bald brauste der Zug in Boston ein. Der Graf wartete, bis das Menschengewühl auf dem Perron sich ein wenig gelichtet hatte, doch konnte er den Fremden nicht im Auge behalten, der sich unter die lärmende Volksmenge gemischt hatte und bald seinen Blicken entschwunden war. Dann erkundigte er sich nach einer Familie Ponford, die ihm gleich bezeichnet wurde.

Klopfenden Herzens betrat er die Wohnung.

Der Ingenieur war nicht anwesend, doch eine stattliche Dame im mittleren Alter mit geistvollen Zügen trat auf ihn zu.

„Sind Sie die Gattin Edgar von Steinecks?" fragte er ohne jegliche Vorbereitung.

Die Dame lächelte.

„Kennen Sie mich?" versetzte sie sanft.

Graf Hohentroß streckte ihr die Hand entgegen.

„Um Sie aufzusuchen, bin ich nach Amerika gekommen," versetzte er lebhaft. „Lebten Sie früher in Maulford, dicht bei Newyork?"

Die überraschte Dame nickte bejahend.

„Sie scheinen mich ja genau zu kennen," lächelte sie freundlich. „Wir waren dort so glücklich, ach! fast zu glücklich für diese arme Erde, bis das Unglück über uns kam. Warum sehen Sie mich so erstaunt an?"

Der Graf fuhr sich mit der Hand nach der Stirn.

„Erzählen Sie mir von Ihrem Leben. Sie ahnen nicht, wie viel von Ihren Worten abhängt."

Die Witwe sah den erregten jungen Fremden teilnehmend an, dann fing sie zu erzählen an:

„Wir lebten so glücklich, so zufrieden, bis mein armer verblendeter Gatte die Bekanntschaft zweier Freunde machte, die sein Verderben werden sollten. Ich warnte ihn, denn ich durchschaute bald die unehrlichen Absichten der beiden Brüder Viktor und Harold Ulrich, die ihm nicht allein auf jede Weise Geld entlockten, sondern auch, wie wir leider erst später erkannten, ihm sogar nach dem Leben trachteten. Ach, es war zu spät, als meinem Mann die Augen aufgingen. Die beiden Schurken hatten es verstanden, sich das Vertrauen meines Gatten vollständig zu erwerben. Er hatte ihnen anvertraut, daß er im fremden Lande ein großes Erbe antreten könne, wenn er nur wolle, da sein Großvater sein rechtmäßiges Erbe verlassen habe, aber daß es ihm hier in Amerika zu gut gefalle, um jemals seine Ansprüche geltend zu machen. — Da entdeckte er eines Tages die beiden Elenden, wie sie gerade im Begriffe waren, sich seiner Papiere zu bemächtigen, und es war ein glücklicher Zufall, daß er sie ihnen mit Hilfe des Dieners noch entreißen konnte. Von diesem Augenblick an war ihm der Aufenthalt in Maulford verleidet. Wir zogen nach Boston. Aber ach! auch hierhin verfolgten uns die Elenden, und nach kurzer Zeit stürzte mein Mann vom Pferde. — Gott allein weiß, ob ich mit Unrecht vermute, daß die beiden Schuld an seinem Falle waren, bestimmt ist aber, daß in derselben Nacht in unserm Hause eingebrochen und die Papiere geraubt wurden. Wenn mir auch die Beweise fehlen, so klage ich doch offen Viktor und Harold Ulrich der Schuld an."

Die Sprecherin hielt inne.

„Wissen Sie, was jetzt geschehen ist?" fragte der Graf erregt. „Der Schurke hat mit Hilfe der geraubten Papiere das unrechtmäßige Erbe angetreten und gibt sich selbst für den Baron Edgar von Steineck aus!"

„Unmöglich! Ha! Lassen Sie uns nach Europa reisen und den Elenden entlarven. Ich sehe jetzt ganz klar, denn die beiden sind seit längerer Zeit von hier verschwunden. Lassen Sie uns sobald wie möglich abreisen."

„Ich kann jetzt erst die wichtige Frage beantworten und Aurelias Mutter sagen, daß er nicht der rechtmäßige Erbe ist," dachte der Graf, als er heiterer wie seit längerer Zeit den Weg zu seinem Hotel einschlug. „Ich will es nicht schreiben, denn ich möchte zu gern Zeuge ihres Glückes bei der überraschenden Nachricht sein!"

Nach wenigen Stunden wurde die Witwe besinnungslos in ihrem Garten aufgefunden. Ein Schlag, von unsichtbarer Hand geführt, hatte sie dahingestreckt; sie atmete noch, aber so schwach, daß die Aerzte an der Erhaltung ihres Lebens zweifelten. Der Graf wartete noch drei Wochen, dann kehrte er allein nach Europa zurück; die Kranke war noch nicht genesen.

6.

Mit einem Herzen voll freudiger Hoffnungen betrat nach einer glücklichen Ueberfahrt Graf Hohentroß den heimatlichen Boden. Es fehlten ihm zwar die Beweise, daß der Mann auf Schloß Steineck ein Betrüger war, doch war er fest davon überzeugt und konnte mit dieser Versicherung vor die Mutter seiner Geliebten hintreten. Was lag auch jetzt an dem Besitztum. Er selbst war reich begütert, frei und unabhängig in der Welt, konnte seiner Gemahlin, die er auf den Händen tragen wollte, jeden Luxus des Lebens gestatten, ja an Aurelias Seite, mit ihrer Liebe schien ihm das Leben glücklicher als im Paradiese.

Wo war Aurelia? Er wußte es nicht einmal, kannte nicht einmal den Namen des Badeortes, wo sie sich mit ihrer Mutter aufhielt. Die Briefe, wenn Graf Hohentroß schreiben wollte, sollten nach dem Schlosse Steineck gerichtet und von dort aus weiter befördert werden, denn bei der so unerwarteten Rückreise nach Europa wußte Aurelia noch nicht, wo sie mit ihrer Mutter Aufenthalt nehmen sollte, denn unter keiner Bedingung wollte sie nach Schloß Steineck zurück.

Es dunkelte bereits, als der Graf in der wohlbekannten Gegend des Schlosses ankam. — Er trat in das Dorf. Die meisten Häuser waren festlich geschmückt, bunte Fahnen spielten im Winde, Blumen und Kränze zierten die wenigen Häuser, ja, sogar vom nahen Kirchturm ertönte Festgeläute. Was sollte das bedeuten? „Hat sich der unrechtmäßige Fremde eine Gattin erwählt und sie als Herrin in das Schloß eingeführt?" dachte der Graf und schauderte.

Er näherte sich dem Schlosse und klingelte.

Der wohlbekannte Diener öffnete und gab ihm gern die gewünschte Auskunft. — Nein, Gott Dank, der Elende war noch nicht verheiratet. — Aber seit einigen Tagen war Aurelia Horley seine Braut, und aus Freude über dieses frohe Ereignis prangte das ganze Dorf im Festesschmuck, so lautete der Bericht.

Der Graf prallte zurück.

„Ist der neue Schloßherr immer hier gewesen, oder war er verreist?" fragte er plötzlich.

„O nein, er ist erst vor zwei Wochen zurückgekehrt; es war ganz einsam hier im alten Schlosse," berichtete der Diener."

„Er ist doch ein Betrüger," murmelte er, als er allein durch den Schloßpark zurückschritt.

Aurelia Horley verbrachte traurige Tage. — Die unaussprochene Liebe zu dem Grafen hatte in ihrem Herzen zu tiefe Wurzeln gefaßt, um leicht wieder vergessen zu werden. Der unglückliche Brief, den sie bald nach ihrer Rückkehr erhalten hatte, hatte ihrem liebevollen Herzen den Todesstoß gegeben, und stille Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt.

Sollte sie ihn nie wiedersehen? Was lag nun daran, wer der rechtmäßige Besitzer ihres väterlichen Schlosses war! Sie konnte sich doch niemals ihres Lebens mehr freuen, da sie ihr Dasein allein vertrauern sollte.

Eine 125jährige bulgarische Bäuerin und ihr 100jähriger Sohn.

Ihre stille Verzweiflung paarte sich mit dem dumpfen Trübsinn ihrer Mutter, die alle Lust am Leben verloren hatte, wenn sie ihre Tage nicht auf Schloß Steineck verbringen durfte.

„Was liegt mir am Leben," hatte sie oft geklagt, „wenn ich nicht auf meinem Schlosse sterben kann, ich werde nur dort glücklich sein."

Da war unerwartet der neue Besitzer gekommen, hatte sein ganzes Erbe, sein Herz zu Aurelias Füßen gelegt — und sie? — ihr Herz gehörte einem andern, aber um der geliebten Mutter willen wollte sie an der Seite des Mannes, den sie verachtete, ihr Dasein fristen. —

Graf Hohentroß durchschritt ruhelos den Park. Er wollte wenigstens noch kurze Zeit in der Nähe des Schlosses bleiben, denn vor Mitternacht ging kein Zug nach dem Badeorte ab, wo Aurelia mit ihrer Mutter Aufenthalt genommen hatte. Da sah er plötzlich ein Licht durch das geöffnete Fenster des Speisezimmers dringen. Schnell und lautlos trat er hinzu, nur mit Mühe konnte er einen lauten Schreckensruf unterdrücken, denn zu seinem Entsetzen sah er die schwarzen, stechenden Augen des Spaniers, der ihn so unheimlich auf der ganzen Strecke verfolgt hatte.

Ja, es konnte kein Irrtum sein, es war derselbe Yankee, der noch dicht vor Boston versucht hatte, ihn von der richtigen Spur abzulenken. Wie Schuppen fiel es plötzlich von seinen Augen. Dieser Mann selbst war einer der beiden Brüder Ulrich; er hatte vor drei Jahren drüben in Amerika den rechtmäßigen Erben getötet, dessen Papiere geraubt und mit Hilfe derselben dieses Erbe angetreten. Ha! er und kein anderer war es auch gewesen, der den Mordversuch in Boston auf die Witwe seines Opfers gemacht hatte!

Der Graf hielt fast den Atem an, drückte sich tief in den Schatten und beobachtete jede Bewegung des elenden Betrügers. Er sah, wie er mit dem Lichte in der Hand ganz vorsichtig und geräuschlos die Nische im Speisezimmer betastete, dann stampfte er mit dem Fuße und murmelte zornig:

„Ich hatte doch das Versteck gefunden, warum kann ich es heute nicht wiederfinden! Tor! der ich war! Warum verbarg ich meine eigenen Papiere dort! warum nahm ich sie nicht mit auf die Reise. Ja! hätte ich doch wenigstens die gefundenen Papiere vernichtet, anstatt sie liegen zu lassen! Morgen will ich weitersuchen." — Dann verließ er so leise, wie er gekommen war, das Gemach.

„Morgen, morgen!" frohlockte der Graf, „so will ich heute suchen. Welche Papiere auch immerhin dort verborgen sind, sie gehören Aurelia und ihrer Mutter — nicht dieser Betrüger. — Um Aurelias willen will ich selbst versuchen, das Versteck aufzufinden."

Leise, keine Gefahr fürchtend, von den Dienern entdeckt zu werden, schwang er sich durch das offene Fenster, zündete ein Licht an und betastete noch vorsichtiger und langsamer wie der Betrüger die Wände der breiten Nische. Er vergaß für den Augenblick seinen eigenen Schmerz, dachte nur an die Freude, die das Gelingen seines Planes nach sich ziehen mußte. Lange suchte er; es schien vergebens, doch gab er die Hoffnung nicht so leicht auf. Da plötzlich, er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, gab ein Fleckchen in der getäfelten Wand nach; eine ganz kleine Oeffnung, kaum eine Hand breit, ward sichtbar, und darin lag ein Päckchen zusammengelegter Papiere, die er schnell in seine Tasche steckte. Dann leuchtete er vorsichtig in die Oeffnung. Richtig! dort lagen noch einige sorgfältig zusammengebundene Papiere, die schon sehr vergilbt und vom Zahn der Zeit vielfach zernagt waren. Schnell wie der Blitz erfaßte er sie, sprang durch das Fenster und eilte mit seiner Beute der nahe gelegenen Bahnstation zu.

Aurelia hatte eine sorgenvolle, schlaflose Nacht verbracht. Unruhig wälzte sie sich in ihren weichen Kissen, ihre Wangen glühten, ihre Augen brannten, ihr Kopf schmerzte. Um ihre Mutter zu beruhigen, hatte sie eingewilligt, die Hand des Verhaßten anzunehmen, aber ihr ganzes Herz gehörte dem Grafen. Zwar hatte er sie verlassen, aber sie wollte ihm treu bleiben durchs ganze Leben, wenn sie es auch an der Seite eines anderen einsam vertrauern müßte.

Sie konnte das Sinnen und Grübeln nicht länger ertragen; sie stand auf, kleidete sich eilig an und ging ins Freie. Sie sah nicht die Gestalt des Mannes, der plötzlich an ihrer Seite stand.

„Aurelia!"

Sie erschrak und wandte sich erbleichend um.

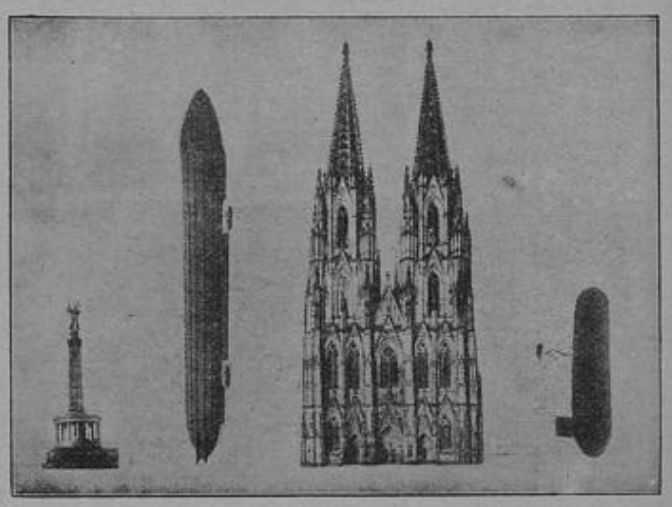
Im nächsten Augenblicke war alles, die ganze Welt, nur nicht die Gegenwart vergessen; er breitete die Arme aus und drückte die Geliebte an sein Herz.

„Aurelia!" rief er leidenschaftlich, „Geliebte meines Herzens, warum hast du mir das getan? Weißt du nicht, daß ich ohne dich nicht leben kann? Wußtest du denn nicht, wie heiß und glühend ich dich liebe? Und jetzt finde ich dich als Braut eines Betrügers, ja eines Mörders möchte ich wohl sagen! O Aurelia, warum hast du mir das getan! Jetzt kann ich dir die Frage beantworten, er ist nicht der rechte Erbe!"

Aurelia hatte in maßlosem Staunen den Worten gelauscht, ihre Wangen waren aschfahl geworden, um ihre Lippen zuckte es bedenklich, langsam war ihr Haupt auf seine Brust gesunken.

„Aber der Brief," stöhnte sie, „wie konnte ich ahnen, daß du wiederkehren würdest, da du eine reiche Amerikanerin heiraten wolltest! Du sagtest uns doch, daß er der rechte Erbe sei! O Ulrich, mir war das Herz gebrochen."

„Der Schurke," dachte der Graf, „auch das hat er getan." Dann erzählte er seine Erlebnisse in Amerika, die Entdeckung des Spaniers, der mit Harold Ulrich oder dessen Bruder identisch sei, sich hier als Erbe eingedrängt und



Wie groß ist das Zeppelin-Luftschiff?

schließlich den verhängnisvollen Brief selbst geschrieben habe. Nun prüften die Liebenden gemeinschaftlich die aufgefundenen Papiere. Es waren die Geburts- und Todesscheine des Barons Edgar von Steineck, seines Vaters und Großvaters, die der Elende geraubt und aus Furcht vor einer Entdeckung in dem geheimen Fach verborgen hatte. Außerdem enthielt es ein Schreiben, mit dem Namen „Harold Ulrich" unterzeichnet, worin dieser sich verpflichtete, gegen eine lebenslängliche jährliche Rente mit nach Europa zu reisen, um dort die Identität seines Bruders „Viktor" mit dem Baron von Steineck lebenslänglich zu bestätigen.

„Hier ist der Beweis," rief der Graf hocherfreut, „nun wissen wir bestimmt, daß er ein Betrüger ist, jetzt laß uns die anderen Papiere durchsehen."

Das war nicht so leicht geschehen. Die Schrift war so sehr verwischt, das Papier so vergilbt, daß sie nur mit Mühe die Zeilen entziffern konnten.

Das erste Schriftstück war ein Geständnis einer Elise Koßler, die auf ihrem Sterbelager im Armenhause offen gestand, vor wenigen Jahren während eines heftigen Sturmes ihr eigenes lebendes Kind in den Wagen des Baron von Steineck gelegt zu haben, um es vor Hunger und Not zu schützen. Sie war Zeuge gewesen, daß die Wärterin mit dem Kindlein vom Blitz erschlagen wurde, und auf diese Weise war der Umtausch ermöglicht.

Das andere Geständnis war von Irmgard von Steineck im Jahre 1784 gemacht. Sie ernannte darin ihren Neffen Waldemar Horley zum einzigen rechtmäßigen Erben ihres ganzen Nachlasses. Erst wenige Jahre vor ihrem Ende hatte sie durch die Erklärung der Elise Koßler den Umtausch erfahren und diese plötzliche Enthüllung hatte ihr Lebensende beschleunigt. Als daher ihr vermeintlicher Sohn nach Amerika auswandern wollte, hatte sie ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt, aber aus Liebe zu ihm war es ihr nicht möglich gewesen, ihn in das traurige Geheimnis, welches seine frühesten Wochen einhüllte, einzuweihen. So war es nun möglich gewesen, daß er und seine Nachkommen in Amerika unter dem Namen „Steineck" fortgelebt hatten.

Wochen waren vergangen; der Verbrecher Viktor Ulrich war entlarvt und der Gerechtigkeit übergeben und empfing mit seinem Bruder Harold den wohlverdienten Lohn.

Wieder war das Dörfchen und Schloß Steineck festlich geschmückt, wieder ertönte das Festgeläute, und der Pfarrer legte an heiliger Stätte segnend seine Hand auf das neuvermählte glückliche Paar. Erich, der bei der unerwarteten Nachricht schnell Indien verlassen hatte, erzählte beim frohen Hochzeitsmahle in launiger Weise von dem Brief, den er schlafend im Omnibus fallen ließ, und wie es dem Grafen gelungen war, sich auf Schloß Steineck einzuführen: Nur durch eine Nachschrift!

Ende.

Geldbriefträger-Hunde
zum Schutze der Geldbriefträger gegen Raubanfälle.

Die Moskowiterin.

Novelette von Georg Persich.

(Nachdruck verboten.)

Es hatte ihm lange nichts glücken wollen, aber Peter Hillmann hatte den Glauben an sich und seine Zukunft nicht verloren.

Keiner ahnte, daß auch er, der äußerlich so Anspruchslose und Bescheidene, den Ehrgeiz und die Unzufriedenheit kannte, niemand wußte, wie schwer er darunter litt, noch mit vierzig Jahren der wenig bekannte Porträtist zu sein, der angestrengt fürs tägliche Brot arbeiten mußte.

Die anderen hingen ihren Verdruß über jeden Fehlschlag an die große Glocke. Er fand sich in der Stille damit ab und hoffte in der Stille weiter auf das Glück, das große Glück, das ihn auf einmal herausheben mußte aus aller Enge und Bedrücktheit.

Wie das geschehen sollte, war ihm allerdings rätselhaft. Früher hatte er an jede Ausstellung, die er beschickte, überschwengliche Erwartungen geknüpft. Mit der Zeit war er skeptischer geworden.

Er wußte schließlich schon im voraus, wie die Kritik seine Bilder aufnehmen würde. Es war ungefähr stets die gleiche Zensur: sauber und mit charakteristischem Ausdruck gemalt. Und das Urteil war zutreffend, wie er selbst eingestehen mußte. Er malte so: sauber und

Rollschuhläufer in Berlin.

mit charakteristischem Ausdruck. Nie anders! Vor einem Rückschritt schützte ihn seine Routine, zu einem Fortschritt fehlte ihm etwas.

Talent? Diese Frage mochte er sich nicht bejahen, gerade nicht in den ruhigen Stunden, wo er kühlen Blutes und mit klarem unbefangenem Blick die Grenze seines Könnens absteckte. Den Bezirk, auf den er danach Besitzrecht hatte, beherrschte er nur erst zum Teil — das war kein Zweifel, aber warum nicht ganz, warum blieben seine Leistungen auf dieses engere Gebiet beschränkt?

Nach langem Grübeln meinte er es zu wissen: ein ungewöhnliches Erlebnis mußte auf ihn einwirken, überhaupt etwas Ungewöhnliches seinen Weg kreuzen. Und weil er sich nicht auf den Zufall verlassen mochte, sah er sich nach diesem Ungewöhnlichen um, suchte er danach. Oftmals ließ er sich durch plötzliche Eindrücke irreführen, und jagte einem wesenlosen Phantom nach oder stieß auf platte Alltäglichkeit, wo er Offenbarungen alles Schönen und Erhabenen zu finden gehofft hatte.

Je älter er wurde, um so schwerer verwand er solche Irrtümer, und endlich gab er es auf, durch sein Zutun erzwingen zu wollen, was wie ein Wunder geschehen mußte.

Und wie ein Wunder geschah es auch.

Es war bei der Aufführung eines russischen Dramas.

Peter Hillmann hatte sich früh im Theater eingefunden, während der Zuschauerraum sich erst allmählich füllte.

Ziemlich zeitig kamen auch zwei Damen, deren dunkle schmucklose Kleidung sich von den vielen hellen Toiletten sehr auffallend unterschied.

Verschmähte Freundschaft. Nach dem Gemälde von M. Roestel.

Die Größere von beiden bewegte sich in vornehmer Haltung, während die Kleinere, die ihre slavische Abstammung nicht verleugnen konnte, die Unruhe nervöser Naturen bekundete.

Ihre Plätze hatten sie in kurzer Entfernung seitwärts von dem Maler, so daß dieser sie, als sie sich niedergelassen, ungehindert beobachten konnte.

Es war ein wundervolles Profil, das ihm die Größere zuwandte. Entzückt haftete sein Auge an der reinen, edlen Linie, und wie gebannt sah er in ein Antlitz von vollendetem Ebenmaß, als die Fremde sich einmal herumwandte, um den Theaterraum flüchtig zu mustern.

Und in diesen schönen Zügen lag ein Ausdruck, der Peter Hillmann seltsam ergriff — Schwärmerei, überschattet von Schwermut, die kampfmüde Ergebenheit einer hochgemuten Seele.

Ganz anders ihre Begleiterin: das Gesicht blaß und von scharfem Schnitt, der Blick spähend, immer hin- und herwandernd, als dürfe ihm nichts entgehen. Und während sie sprach, ein ironisches Mienenspiel von außerordentlicher Lebhaftigkeit. —

Es wurde dunkel, der Vorhang rauschte in die Höhe und die Vorstellung nahm ihren Anfang.

Erschütterte Elendszenen aus den Tiefen russischen Volkslebens zogen vorüber, Szenen, fremdartig und von einem vor nichts zurückschreckenden Realismus. Aber die Töne menschlichen Leides, die angeschlagen wurden, waren echt und fanden den Weg zu den Herzen der Zuhörer.

Kein Laut des Beifalls, als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war. Nur stumme, deshalb aber nicht weniger warme und aufrichtige Anerkennung wurde dem Werke gezollt.

Der Maler sah zu den beiden Damen hinüber.

Diejenige, die sein besonderes Interesse geweckt hatte, sie blickte noch unverwandt nach der Bühne, als nähme das Theaterspiel dort seinen Fortgang als könne sie sich nicht losreißen von der Handlung.

Wenn er diesen Kopf hätte malen dürfen er würde ihn gemalt haben, so wie jetzt; wo die Spannung sich zu lösen begann, wo aber noch die tiefste innere Anteilnahme sich in ihrem Antlitz widerspiegelte.

Unwillkürlich hatte er auf die unbedruckte Seite des Theaterzettels ein paar Bleistiftstriche hingeworfen, er ergänzte und vervollständigte sie in der nächsten Pause und nach der dritten war eine kleine Porträtskizze in den Umrissen fertig.

Die nächsten Nachbarn hatten ihm wohl neugierig auf die Finger zu sehen versucht, er hatte aber die Zeichnung geschickt

vor ihnen zu verbergen gewußt und so getan, als handelte es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt.

Der letzte Akt war zu Ende. Das Theater leerte sich.

Peter Hillmann drängte nach vorn, um, wenn irgend möglich, draußen in der Garderobe oder im Vestibül mit den Damen zusammenzutreffen. Er gewann auch verhältnismäßig schnell den Ausgang. Aber die Gesuchten erspähte er nirgends.

Er trat ganz auf die Straße hinaus. Auch hier keine Spur.

Aber da rollte eine Droschke hart an ihm vorbei.

Ihm war für einen Augenblick, als tauchte hinter der Scheibe das hagere bleiche Gesicht der einen der Unbekannten auf. Aber er hatte sich wohl getäuscht, und erst recht war es wohl nur eine Täuschung gewesen, daß ihm die Kleine einen Blick voll Hohn und Spott zugeworfen. — — — —

Auf der Kunstausstellung, die einige Monate später eröffnet wurde, war Peter Hillmann nicht, wie er es ursprünglich beabsichtigt hatte, mit einem, sondern mit zwei Porträts vertreten.

Das zweite war das Bildnis einer jungen Dame in reicher altrussischer Tracht. Die kostbare Gewandung hob die Wirkung des prachtvoll gemalten Kopfes noch bedeutend und verlieh dem Ganzen einen eigenartigen Reiz, dem sich niemand so leicht entziehen konnte. Nur liebevolle Hingabe und ein ausgereiftes Charakterisierungsvermögen vermochten ein solches Werk zustande zu bringen. Das betonte auch die Kritik, die dem Bilde ausführliche Besprechungen widmete und es als eine der besten Arbeiten der Ausstellung bezeichnete. Von seinem Schöpfer wurde gesagt, daß er nach mancher vielversprechenden Talentprobe einen Schritt vorwärts getan habe, der ihn in die erste Reihe der Porträtisten stelle, und daß man nur wünschen könne, er möge diesen Platz ehrenvoll behaupten.

Und Peter Hillmann spürte selbst das innere Wachstum, das ihm bei dieser Arbeit gekommen war. Die Kraft, die er in sich schlummern gewußt, war erwacht;; es hatte dazu wirklich nur dieser einen starken Anregung bedurft. Wie mächtig hatte sie ihn gefördert! War ihm nicht immer gewesen, als säße die schöne Fremde leibhaftig vor seinem Bilde? Als sei sie stets gegenwärtig und als übertrage er nur Zug um Zug auf die Leinwand, was er in holder Körperlichkeit vor sich hatte. So fest hatte sie sich seinem Gedächtnis eingeprägt, daß er auch ohne die Skizze, die er im Theater eilfertig zu Papier gebracht, fähig gewesen wäre, das Bildnis in dieser Lebenswahrheit zu malen.

Wie etwas, was sich von selbst versteht, hatte er auch die historische Tracht gewählt ,nach der das Porträt den Namen „Die Moskowiterin" erhalten hatte. Offenbar war die Unbekannte eine Russin gewesen — vieles deutete darauf hin — und es war ihm wie eine gebotene Rücksicht erschienen, sie nicht in moderner Kleidung zur Ausstellung zu bringen. Da war er auf dieses Kostüm verfallen und er war überrascht gewesen, wie harmonisch es mit dem Gesicht zusammen stimmte. Daß er im Begriff war, durch diesen Erfolg berühmt zu werden, merkte er außer an den Lobeserhebungen der Blätter an der Fülle von Zuschriften, mit der ihn bewundernde Kunstfreunde überschütteten, und an dem Andrang von Schülern und Schülerinnen, die ihn bis dahin nicht gerade überlaufen hatten.

Und als ihm an einem Vormittage, an dem er schon mehrere Besuche über sich hatte ergehen lassen müssen, seine Wirtin noch eine Dame meldete, die ihn zu sprechen wünsche, wollte er sie erst ersuchen lassen, an einem der nächsten Tage wiederzukommen.

Wanda Jaschnikoff stand auf der Karte — jedenfalls eine neue Schülerin, deren Anmeldung er ebensogut morgen oder übermorgen entgegennehmen konnte.

Aber seine Höflichkeit siegte, und er ließ die Fremde bitten, näherzutreten.

Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr ihm, als sie auf der Schwelle erschien.

Es war die Begleiterin seiner „Moskowiterin" aus jener für ihn so ereignisreich gewordenen Theatervorstellung.

Auch sie stutzte, als sie des Malers ansichtig wurde. Dann mußte sie lächeln — wie über sich selbst. Doch schon war ihr Benehmen wieder gemessen ernst, als sie fragte:

„Herr Maler Hillmann?"

Er bejahte.

Nachdem sie seiner Forderung, Platz zu nehmen, entsprochen hatte, sagte sie in leidlichem Deutsch, jedes Wort betonend: „Nach dem Katalog der Ausstellung sind Sie der Maler der „Moskowiterin„?" Und als er zustimmend nickte: „Es ist das Bild einer Freundin, einer guten Freundin von mir. Wie durften Sie diese porträtieren ohne ihr Wissen und ihre Einwilligung?"

Die Frage wurde so unvermittelt gestellt, daß Peter Hillmann dadurch in einige Verlegenheit geriet. Seine Verteidigung war deshalb nicht besonders glänzend.

Er wollte nur eine Aehnlichkeit gelten lassen, die zudem durch das Kostüm noch vermindert würde.

Sie widersprach ihm lebhaft. Das Bild sei mehr als ähnlich; man erkenne die Persönlichkeit, die es darstelle, auf den ersten Blick. Und das Kostüm mache die Sache nicht besser, sondern nur noch schlimmer.

Das verstand er nicht, aber auf Erklärungen wollte sie sich nicht einlassen.

Die Auseinandersetzung nahm einen gereizten Charakter an.

Das Fräulein verlangte schließlich nicht mehr und nicht weniger, als daß das Bild aus der Ausstellung entfernt würde.

Das ginge nicht so kurzer Hand.

Es müßte —!

Und als das Ansinnen in noch schrofferer Form wiederholt wurde, wies es der Maler ebenso schroff zurück.

Er fragte auch, wodurch sich denn die Besucherin legitimiere? Wer ihre Freundin sei, in deren Auftrag sie zu handeln behaupte, und weshalb diese sich nicht persönlich an ihn wende?

Sie sei im Auslande.

Umsoweniger könne ihre Seelenruhe durch die Aehnlichkeit eines Bildes gestört werden.

O doch! Es könnten ihr sogar daraus schwerwiegende Nachteile erwachsen.

Um das zu begreifen, müsse er um nähere Aufschlüsse bitten.

Dazu halte sie sich nicht für verpflichtet.

Er wurde immer gelassener, je mehr sich die Kleine ereiferte ,und als sie drohte, als sie Zwangsmaßregeln in Aussicht stellte, versicherte er ihr lachend, daß er das Fürchten noch nicht gelernt habe und bezweifle, daß er es jemals lernen werde.

Im höchsten Zorn ging sie von ihm.

Tag um Tag verstrich — Wanda Jaschnikoff ließ nicht wieder von sich hören.

Aber noch hatte er die Szene, die er mit ihr gehabt, in frischer Erinnerung, als er abermals einen seltsamen Besuch wegen seiner „Moskowiterin" erhielt.

Ein älterer Herr von distinguiertem Aeußeren stellte sich ihm als Professor Mitschew aus Petersburg vor, erzählte weitschweifig, daß er auf einer Studienreise nach dem Süden begriffen sei und natürlich auch die Ausstellung der bildenden Künste besichtigt habe.

Als Russen habe ihn unter den Gemälden die „Moskowiterin", von der er schon so viel Rühmliches vernommen, begreiflicherweise am meisten interessiert. Die Fama habe nicht übertrieben — es sei ein Meisterstück! Er sei aber noch aus einem anderen Grunde frappiert gewesen, als er vor dem Bilde gestanden. Er habe darin eine nahe Verwandte wiederzuerkennen geglaubt, eine Schwestertochter, die er schon seit einer Reihe von Jahren aus den Augen verloren habe. Und diese erstaunliche Tatsache habe ihn bewogen, den Maler aufzusuchen.

Nun will auch der dein Bild nicht mehr ausgestellt haben wollen, dachte Hillmann.

Aber nein, der Professor wollte nur Auskunft haben, wie sich das junge Mädchen genannt habe, wo es wohne und wann es der Maler zuletzt gesehen.

Er machte ein ungläubiges Gesicht, als ihm der Künstler erwiderte, daß er die gewünschte Auskunft nicht geben könne, weil er mit jener Dame noch nie ein Wort gewechselt habe.

Dem Maler sei gewiß Stillschweigen auferlegt worden, meinte er. Es sei aber doch wohl selbstverständlich, daß er einem so nahen Verwandten gegenüber von dieser Verpflichtung entbunden sei.

Hillmann bedauerte mehrmals achselzuckend.

Die ganze Art des Mannes gefiel ihm nicht. Bei aller Redseligkeit hatte sie nichts Offenes und Vertrauenerweckendes, und selbst die im Gefühlton vorgetragene Bitte, ihm doch behilflich zu sein, die geliebte Nichte bald wieder in die Arme schließen zu können, klang nicht aufrichtig.

Um den schwatzhaften Herrn zum Aufbruch zu veranlassen, schützte er eine dringende Arbeit vor.

Doch der war nicht so leicht abzuschütteln. Er kam immer

von neuem auf den Zweck seines Besuches zurück, bis Peter Hillmann, dieser Hartnäckigkeit überdrüssig, kurz angebunden wurde. Da empfahl er sich mißlaunig.

„Ich werde es wegen meiner „Moskowiterin" noch mit ganz Rußland verderben!" monologisierte der Maler hintendrein. „Aber sei's drum! Um so lieber wird sie mir!"

Und als ihm in der Folgezeit mehrere Kaufangebote gemacht wurden, lehnte er sie ohne viel Besinnen ab. Er wurde abergläubisch und wähnte das Glück in Person festzuhalten, indem er sich des Bildes, das bei der Preisverteilung eine der ersten Auszeichnungen erhielt und nun erst recht Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurde, nicht ohne zwingendste Veranlassung entäußerte.

Dieser Vorsatz wurde ihm dadurch erleichtert, daß er das andere der ausgestellten Porträts zu einem guten Preise verkaufte. Mit frischem Mute wandte er sich neuen Aufgaben zu. So ging die Ausstellung ihrem Ende entgegen und Hillmann konnte sich schon auf den Tag freuen, an dem die „Moskowiterin" wieder in seinem Atelier eintreffen würde.

Da, kurz vor Toresschluß, schickte ein bekannter Kunsthändler einen Boten zu ihm mit der Benachrichtigung, daß schon wieder ein Reflektant auf das vielbegehrte Werk erschienen sei und daß sich noch einmal die Gelegenheit biete, dasselbe für eine hohe Summe loszuschlagen. Der Maler müsse sich aber ohne Säumen entschließen.

Peter Hillmann wollte kategorisch antworten: ein für allemal unverkäuflich. Um jedoch den ihm befreundeten und wohlgesinnten Händler nicht zu verstimmen, kleidete er die Ablehnung in eine scherzhafte Form.

Er ging scheinbar auf das Anerbieten ein, forderte aber einen Preis, dessen Höhe jeden Käufer, auch den geneigtesten, abschrecken mußte.

Man würde die Absicht durchschauen und lachend verzichten.

Und weil er dessen sicher war, meinte er, daß man seinen Scherz mit gleicher Münze erwidere, als er, von einem Ausgange zurückkehrend, ein Telegramm vorfand, das folgendermaßen lautete: „Käufer mit Ihrer Forderung einverstanden. Gratuliere!"

Nicht übel!

Nein, so leichtgläubig war er denn doch nicht, um sich von dieser Vorspiegelung täuschen zu lassen.

Er wollte die Depesche beiseite legen, mußte sie aber wieder und wieder ansehen. Bedächtig prüfte er jedes Wort.

Wenn's nun doch die Wahrheit war!

Seine Hand, die das Papier hielt, begann zu zittern.

Erging es ihm dann nicht wie einem verwunschenen Märchenprinzen, der auf Zauberwort die armselige Hülle abwarf, um in Glanz und Pracht dazustehen? Er würde sich sein Leben nach Wunsch und Gefallen einrichten können und beides, Ruhm und Gold, besitzend, würde ihm nichts mehr fehlen, was er ersehnt hatte. Mußte er dann nicht zufrieden sein?

Merkwürdig, daß er sich diese Frage noch nicht einmal beantworten konnte.

Er war mit sich selbst nicht mehr im reinen.

Wie hatte er sonst die Realitäten des Lebens kühl und geschäftsmäßig eingeschätzt. Die harte Schule, durch die er gegangen war, hatte es ihn gelehrt.

Nun machten ihm in einem Alter schwärmerische Anwandlungen noch zu schaffen, wo sie anderen nichts mehr anhaben konnten. Schwärmerei war es gewesen, die ihm bei diesem Bilde die Hand geführt, Schwärmerei verkettete ihn unlösbar damit, mit dem Bilde und dem holden Menschenwesen, das so flüchtig über seinen Lebenspfad hinweggeschritten und doch eine so tiefe, unzerstörbare Spur hinterlassen hatte.

Er verbrachte eine unruhige Nacht.

„Es hat Sie doch angegriffen," meinte lächelnd der Kunsthändler, als Peter Hillmann am nächsten Tage etwas übernächtig bei ihm vorsprach. „Da sieht man wieder, daß auch das Glück starke Nerven verlangt. Mit Ihrer „Moskowiterin" haben Sie ja wahrhaftig den Haupttreffer gezogen! Ihrem Ahnungsvermögen übrigens mein Kompliment! Sie haben, als Sie alle früheren Kaufanträge ausschlugen, wohl schon vorausgesehen, daß dieser russische Krösus kommen und Ihnen das Stück um jeden Preis abnehmen würde?"

„Was kümmert mich Ihr russischer Krösus?" murrte Hillmann. „Ich verkaufe überhaupt nicht. Wenn Sie den Spaß, den ich mir erlaubte, nicht verstanden haben, ist's nicht meine Schuld.

Der Händler starrte ihn mit offenem Munde an.

„Was? Ein Spaß? Sie wollen doch nicht etwa das Geschäft rückgängig machen? das wäre ja Sünde — Frevel! Wie hoch wollen Sie denn eigentlich hinaus?"

„Sie halten mich natürlich für größenwahnsinnig!" erwiderte der Maler. „Aber davon bin ich Gott sei Dank noch weit entfernt. Mir liegt gar nichts daran, ob mir Ihr Auftraggeber ein Vermögen in den Schoß wirft. Ich will mein Bild behalten, das ist alles."

„Sie sind das absonderlichste Exemplar Ihrer Zunft, das mir je vorgekommen, und das will was heißen!" beteuerte der Kunsthändler ehrlich erstaunt. „Sie malen also nicht, um zu verkaufen, sondern zu Ihrem Vergnügen — — hm! Aber so waren Sie doch nicht immer!"

„Dann bin ich's geworden! Muß denn auch jedes Ding seinen Kaufpreis haben?"

„Soweit es sich um Bilder handelt, bin ich dieser verabscheuungswürdigen Ansicht!" entgegnete der andere trocken. „Aber alle diese Erörterungen sind ja gegenstandslos, und das freut mich Ihretwegen, da ich Ihr Interesse besser verstehe, als Sie selbst. Das Bild ist verkauft und bleibt verkauft. Der Käufer gibt es nicht wieder her. Er würde im anderen Falle Ihnen die horrende Summe nicht glatt bewilligt haben."

„Und wer ist der Käufer?"

Ein älterer Herr, anscheinend ein Stockrusse, der mit seiner Gattin, einer sehr vornehmen, liebenswürdigen Dame, bei mir vorgefahren kam. Er hat keine drei Worte gesprochen. Die Unterhandlungen führte sie, die fließend deutsch sprach. Sie erzählte auch, daß sie sich auf der Rückreise von Paris nach Petersburg befänden und das sie deshalb wünschten, die Angelegenheit tunlichst zu beschleunigen. Ich kann mich irren, aber ich hatte den Eindruck, als wenn auch persönliche Motive bei dem Ankauf im Spiel waren. Darüber ließe sich vielleicht noch einiges erkunden."

„Wozu?"

„Sollte es nicht Ihre Wißbegierde reizen?"

„Nicht im mindesten." Und Hillmann nahm eine Miene an, wie ein seinen Vorteil klug berechnender Kaufmann. Aber er war doch bleich und es war etwas Gezwungenes in seiner Stimme, als er sagte:

„Wenn ich's recht überlege, war die Bemerkung, die Sie vorhin machten, daß wenigstens jedes Bild seinen Kaufpreis habe, sehr verständig. Mag der Russe mein Bild nehmen, ich nehme sein Geld. Auf diese Art wird uns beiden geholfen!" — — — — — —

(Schluß folgt.)

Nützliches fürs Haus.

— **Auflauf von Stachelbeeren.** Man nehme 500 Gramm unreife Stachelbeeren und 375 Gramm feinen Zucker, gebe die Hälfte des Zuckers in eine saubere irdene Kasserolle, die Hälfte der Beeren darauf, sowie die mit Zucker abgeriebene Schale einer Zitrone und deren Saft, dann den anderen Zucker und die Beeren und lasse die Masse auf schwachem Feuer etwas dämpfen. Erkaltet mische man den Schnee von 8—14 Eiweiß darunter, fülle die Masse in eine gebutterte Form und lasse sie in einem mäßig heißen Ofen braun werden. Von eingemachten Stachelbeeren auch zu bereiten.

— **Leberfuppe mit Speck.** Rohe Kalbsleber wird mit feingeschnittenem Speck verhackt, läßt es mit 60 Gramm Butter und Chalotten unter fortwährendem Umrühren schwitzen, kocht es mit Jüs und Wasser, in welchem man Wurzelwerk vorher gekocht und es durchgesucht hatte, auf, salzt, würzt die Suppe nach Geschmack und gibt sie über geröstete Semmelwürfel. Wer es liebt, füge zuletzt gehackte Petersilie oder Schnittlauch hinzu.

Liebreizend
ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Unsere Bilder.

— **Die Madonna mit der Wickenblüte.** Das vielgenannte Triptychon „Die Madonna mit der Wickenblüte" (vergl. das Bild Seite 209) im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln, so genannt nach der Blume, welche die Mutter des Jesuskindes in der Hand hält, galt bisher für ein Werk des Meisters Wilhelm von Herle vom Schlusse des 14. Jahrhunderts, ist aber jetzt als eine allerdings meisterliche Fälschung aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts erkannt. Wie klug die Fälscher zu Werke gegangen sind, erhellt daraus, daß sie sich sogar gewisse Eigentümlichkeiten und Inkorrektheiten der alten Meister, wie die überhohen Stirnen der Frauen, zu eigen machen. Im übrigen ist das Triptychon, besonders Kopf und Ausdruck der Madonna, von Reinheit und Lieblichkeit.

— **Eine 125jährige Frau** ist die Bäuerin Caba Wofilka aus dem Dorfe Pavelsko in Bulgarien. Unser Bild Seite 211 zeigt sie mit ihrem 100jährigen Sohne Theodor. Trotz ihres hohen Alters sind die beiden noch kräftig genug, um ihre tägliche Arbeit zu verrichten. Sie arbeiten noch dasselbe, was sie vor 50 Jahren gearbeitet haben, wenn auch die quantitative Leistung natürlich zurückgegangen ist. Leute von so hohem Alter sind keine Seltenheit in Bulgarien. Gute Luft, ein aufregungsloses Dasein und einfache Nahrung sind die Ursachen ihrer Langlebigkeit.

— **Wie groß ist das Zeppelin-Luftschiff?** Unsere Zusammenstellung Seite 211 gibt einen Begriff von der enormen Größe des Zeppelinschen Luftkreuzers im Vergleich mit bekannten deutschen Bauten und dem Parsevalschen Riesenballon. Das erste Bild zeigt die 61 Meter hohe Siegessäule in Berlin, dann folgt der Zeppelin-Ballon mit 134 Meter, der Kölner Dom mit 160 Meter und schließlich der Parseval-Ballon mit 59 Meter.

— **Rollschuhläufer.** Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat wieder etwas Neues erfunden, den Rollschuhläufer (vergl. Bild Seite 212). In Berlin sah man sie zuerst, aber schon tauchen Rollschuhläufer auch auf dem Asphalt anderer Städte (z. B. Düsseldorf) auf. Ob das neue Fortbewegungsinstrument eine Zukunft hat, wird sich erst zeigen müssen.

Zur Unterhaltung.

— **Wider alle Ordnung.** Reisender: Bitte, 2. Klasse, Wien, Schnellzug. — Kassierer: Der Zug ist aber seit zehn Minuten fort. — Reisender: Was? Der Schnellzug hat keine Verspätung heute? Wo ist das Beschwerdebuch?

— **Höfliches Wild.** Fürst: Ist das Wild schon in Sicht? — Förster: Zu Befehl, Durchlaucht, es macht sich eben schußfertig.

— **Weibliche Sternkunde.** Klara: Kennst du die Bedeutung der Sterne? — Elsa: Gewiß, der mit einem Stern ist Premierleutnant, der mit zwei Sternen Hauptmann.

— **Ein Natur-Philosoph.** Hansjörg: Wie ich heut Morgen den Kopf zum Fenster 'rausgesteckt hab' und ich g'sehen hab', daß es regnet, hab' ich gleich denkt: heut regnet 's!

— **Das beste Steuersystem.** A.: Sind Sie für direkte oder indirekte Steuern? — B.: Ich? Ich bin für gar keine!

— **Konfuse.** Wirt (zu einem schwergeladenen letzten Gast): Nun gehen Sie nach Hause. Bier gibt's nicht mehr — der Hahn kräht schon. — Gast: Unsinn — hab' noch nie 'n Bierhahn krähen hören!

— **Verbessert.** Frau: Sei doch nicht immer so ungehalten, wenn ich etwas einkaufe; wir müssen doch standesgemäß leben. — Gatte: Ja wohl, vor allen Dingen aber ver-standesgemäß.

— **Erklärt.** „Herr Doktor, weshalb nehme ich eigentlich gar nicht zu?" — „Sie sind zu hochfahrend, mein Lieber, da gehen Sie eben nur in die Höhe und nicht in die Breite!"

— **Keine Kasernenhofblüte.** Unteroffizier: Einjähriger, wie präsentieren Sie denn wieder das Gewehr! So präsentiert man ja höchstens einer jungen Dame eine Rose!

Rätselecke.

Zitaten-Rätsel.

1. Es ließe sich alles trefflich schlichten,
   Könnte man die Sache zweimal verrichten.
2. In wenig Stunden
   Hat Gott das Rechte gefunden.
3. Verdoppelte sich der Sterne Schein,
   Das All wird ewig finster sein.
4. Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
   Tu, was du willst, nur habe nicht recht.
5. Ein alter gutmütiger Examinator sagt einem
   Schüler ins Ohr: „Etiam nihil didicisti",
   und läßt ihn für gut hingehen.
6. Da, wo das Wasser sich entzweit
   Wird zuerst Lebendiges befreit.
7. Was viele singen und sagen,
   Das müssen wir eben ertragen.
8. Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
   Sobald der Pol den Pol berührt.
9. Sogar dies Wort hat nicht gelogen:
   Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen.
10. Schwarz und Weiß, eine Totenschau
    Vermischt ein niederträchtig Grau.
11. Zwanzig Jahre ließ ich gehn,
    Und genoß, was mir beschieden.
    Eine Reihe, völlig schön,
    Wie die Zeit der Barmikiden.
12. Du mußt dich niemals mit Schwur vermessen:
    Von dieser Speise will ich essen.
13. Die schönen Frauen, jung und alt,
    Sind nicht gemacht, sich abzuhärmen.
14. Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen,
    Doch weckte mich eine beim frühsten Tagen.

Aus jedem der obigen Goetheschen Sprüche ist ein Wort zu entnehmen; diese Wörter, der Reihenfolge nach gelesen, ergeben wieder einen Spruch von Goethe.

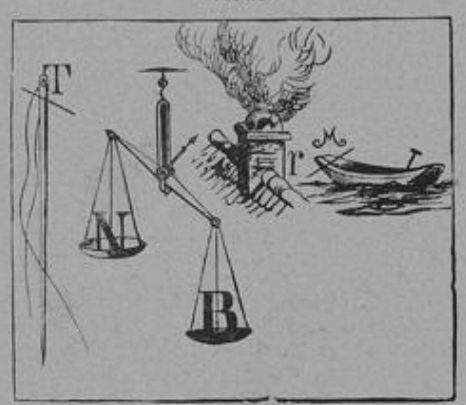
Rätsel.

Mit „Sch" trug es der Krieger in der Hand,
Doch hängt's auch vorn an manches Hauses Wand.
Mit „W" lebt es im Wald und auf dem Feld;
Meist ist es furchtsam, selten nur ein „Held".

Charade.

Der Erste führt dich hold durch's Leben,
Den Zweiten soll dein Wort ergeben.
Das Ganze — Schrecken bringt's und Not —
Ist noch viel schlimmer als der Tod.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Ketten-Rätsel: Nereiden, Dengelhammer, Mercadante, Terebinthe, Theodora, Ramayana, Nathanael, Eldorado, Dorothea, Ariadne.

Rebus: Radreisenbruch.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.